

Madeleine und der Fremdenlegionär

Die Knef ist als deutsche Darstellerin wieder da. Sie hat seit langem zum erstenmal wieder gefilmt, und Wolfgang Staudte, lange dem sowjetzonalen Film verhaftet, war ihr Regisseur. Aus mehreren Gründen war man besonders neugierig gewesen, denn es stand fest, daß man die Rückkehr der Knef zum Anlaß eines ungewöhnlichen Films nehmen würde. Nun hat man ihr die weibliche Hauptrolle in dem Film „Madeleine und der Fremdenlegionär“ anvertraut, und sie steht wieder vor uns wie damals in „Die Mörder sind unter uns“, nur etwas älter geworden. Hintergründig ist wie damals ihre Stimme, etwas heiser dabei, irritierend ist sie geblieben, stellenweise aber auch etwas leer. Eigentlich müßte der Film heißen „Madeleine und die Legionäre“, denn sie hat es abwechselnd mit dreien zu tun, dem Italiener Luigi, den Bernhard Wicki mit starken Anklängen an „Die letzte Brücke“ gibt; mit dem Deutschen Robert, als der Hannes Messemer sich in sie verliebt; und den Iren Pat, der den „scharfen“ Charakter verkörpert (Helmut Schmid). Das Drehbuch, verwirrend zu Anfang, löst sich nachher zu seinem Vorteil in Einzelstorys auf, die nacheinander — mit Hilfe der einzigen Frau Madeleine — abgespult werden und dann zuweilen hübsche Regie-lichter blitzen lassen. Das Thema — Flucht aus der Legion — ist so behandelt, daß es das Dunkle nicht verschweigt, aber auch niemanden beleidigt, weder die algerischen Freiheitskämpfer noch das französische Mutterland.

Wolfgang Staudte läuft jeweils dann zu seiner eigensten starken Form als Regisseur auf, wenn er polemisch werden kann. So gibt es einige wenige starke Momente in der scharfen Zeichnung von bürgerlich-kapitalistischen Charakteren. Schade, daß man einen Mann wie Staudte nicht auf seinem eigensten Felde arbeiten läßt, dem der sozialen Kritik (aber die dürfte man ihm westlich des Vorhangs nicht gestatten). Im ganzen: ein ambitionierter Film, der schwer, weil verwirrend, anläuft, der jedoch zum mindesten den Ruhm hat, ein ernsthafter Beitrag zur Durchleuchtung tragischer Situationen unserer Tage zu sein. (Europa-Palast)

H. Sch.

Das Schicksal der Irene Forsythe

Für die ältere Generation sind John Galsworthys Romane ein Begriff. So ist es kein Wunder, wenn gerade sie sich zu einer Verfilmung seiner „Forsythe-Saga“ drängt. Zumal, wenn sie mit solcher historischen und vor allem kostümlichen Akkuratess und Genauigkeit vorgenommen wurde, wie Compton Bennett es in dem Film „Das Schicksal der Irene Forsythe“ (That Forsythe Woman) getan hat. Es stehen ihm Darsteller zur Verfügung, denen man ihre Rollen glaubt, besonders dann, wenn man durch die Lektüre der umfangreichen Romane nicht vorbelastet ist. Da ist Greer Garson als Irene: voll erwachtes Weib, dennoch nicht ohne das Staunen vor dem Leben, das sie in Tiefen reißt und endlich auf eine sanftere Höhe. Da ist Errol Flynn als ihr Gatte Soames: beherrscht bis zur Kühle. Und da ist Walter Pigeon, der, aus biegsamerem Holz geschnitzt, die Verzweiflung der Irene liebend auffängt. Weniger überzeugend wirkt Robert Young als Architekt Philip Bosinney, dessen Jungenhaftigkeit verzuckert erscheint und dem man schwerlich glaubt, daß er Verführungskraft gegenüber Irene hat. Da ist als Letzte im Reigen June Forsythe (Janet Leigh), die nicht mehr ist als ebendieses junge Mädchen. Gerahmt wird das alles von einer grotesken Galerie von Gestalten, die das Abgeglittensein der Familie Forsythe in eine rein materielle Kultur sichtbar machen. — Die Fabel in einem Satz: Irene, von Soames als reines Besitzstück geheiratet, gleitet über den zu Tode kommenden Philip in die Hände Jolyons (des schwarzen Schafs der Familie) hinüber. Der Film, in Technicolor hergestellt, erlaubt sich einige dem Auge schmerzliche Ausflüge in den Postkartenstil, dient aber sonst mit seinen Farben der Darstellung des Milieus. (Residenz-Theater)

Schaa.